Aus dem Reiche des Wissens

Ohren- und Augenpost im Tierreich. Sowohl Löwe wie Tiger sind, wie alle Katzen, Schleichraubtiere, die sich ihrer Beute lautlos nähern. Nun ist es aber merkwürdig, daß ungeachtet dieser bei Löwe und Tiger ganz übereinstimmenden Angriffsmethode die Löwen oft vor dem Angriff brüllen, während der Tiger niemals einen Brüllton von sich gibt. Diese Erscheinung läßt sich jedoch ganz natürlich erklären. Zunächst brüllen überhaupt nicht alle Löwen vor dem Angriff, sondern nur der nordafrikanische Löwe, dessen Lebensweise von der des südafrikanischen sehr verschieden ist. Der Löwe Nordafrikas lebt gewissermaßen in der Nähe des Menschen, d. h. in steter Verfolgung der ungeheuren Viehherden jener Landstriche. Seine ausschließliche Nahrung bilden denn auch die Rinder dieser Herden. Will er nun ein Tier überfallen, so wird er natürlich zuerst lautlos zum Angriff schreiten; mißlingt ihm aber der erste Überfall, so bricht er in lautes Gebrüll aus; denn damit erzielt er eine solche Panik unter der Herde, daß ihm gewöhnlich eines der verwirrten und erschreckten Tiere schließlich doch zum Opfer fällt. Für den südafrikanischen Löwen, der in freier Wildbahn lebt und seine Beute viel vorsichtiger beschleichen muß, wäre das Gebrüll ein unerwünschter Verräter. Er brüllt daher vor dem Überfall fast nie und nur dann, wenn er die erschreckte Beute einem Artgenossen zutreiben will. Das Gebrüll des Löwen hat aber in erster Linie überhaupt einen anderen Zweck: nämlich den der Annäherung an das andere Geschlecht. Es ist also eine Art „Ohrenpost". Durch sein Gebrüll zeigt er, wo er zu finden ist, und daß er eine Begegnung sucht. Und wie unsere Hauskatzen zur Liebeszeit miauen und schreien, so brüllt der Löwe, um die Löwin herbeizulocken. Das Gebrüll als Mittel zur Benachrichtigung versprengter Kameraden — denn nach neueren Forschungen lebt der Löwe auch in Rudeln — kommt viel weniger in Betracht. Warum brüllt nun aber der Tiger nicht, wenn es ihn nach der Genossin verlangt? Einfach deshalb, weil er sich bei seiner Liebeswerbung keiner Ohrenpost, sondern einer „Augenpost" bedient, d. h. weil er seinen Liebesbrief mit den Krallen in die Rinde der Bäume kratzt, und weil diese Zeichen des Tigers in Form der riesigen Krallenrisse in der Borke ganz bestimmter Baumarten vom Tigerweibchen ebenso verstanden werden, wie das Löwengebrüll von der Löwin. Für den Tiger ist die Augenpost auch deshalb der beste Weg zum Finden des anderen Geschlechts, weil er in der Regel in baumreichen Beständen lebt, während der Löwe auf der Steppe oft weit und breit keinen größeren Baum in der Nähe hat. Auch bei der Nahrungssuche wäre das Gebrüll für den Tiger nur hinderlich.

Ärztlicher Ratgeber

Krankhafter Schlucken. Es kommt nicht selten vor, daß der bei gesunden Menschen nur gelegentlich und aus leicht erkennbaren Gründen auftretende Schlucken zu einer durch seine Hartnäckigkeit sehr lästigen nervösen Erscheinung wird. Ein französischer Arzt berichtete von einem zehnjährigen Mädchen, das nach einem starken Schreck von einem hysterischen Schlucken befallen wurde, den man einen ganzen Monat lang mit verschiedenen Mitteln ohne jeden Erfolg behandelte. Der Schlucken hielt ununterbrochen an und hörte nur während des Schlafs auf, um nach dem Erwachen sofort wieder zu beginnen. Das Kind magerte sehr ab, wurde bleichsüchtig und verweigerte die Nahrungsaufnahme. Der Arzt versuchte es endlich mit Suggestion, konnte aber sehr schwer die Aufmerksamkeit der kleinen Patientin gewinnen. Nach der zweiten Sitzung erreichte er jedoch zunächst, daß der Schlucken geräuschlos wurde, und als einziges Zeichen der Fortdauer des Vorgangs blieb eine sichtliche und schmerzhafte Zuziehung der Bauchdecke zurück. Nach der 16. Sitzung endlich, in der zum erstenmal ein hypnotischer Schlaf erzielt wurde, hörte der Schlucken ganz auf. Einen Monat später aber stellte er sich von neuem ein, nachdem das Mädchen wieder einen Schreck erlitten hatte, jedoch genügte nunmehr eine einzige hypnotische Sitzung, um ihn zu beseitigen.

Ernährungssünden. Die meisten Menschen kranken an drei Ernährungssünden: sie essen zu viel, zu oft und genießen eine mehr oder weniger einseitige Kost. Wer denkt daran, daß die Nahrung einzig und allein den Bestand unseres Körpers soll erhalten helfen? Nur die Zeit des Wachstums bedarf größerer Nahrungsmengen, als der augenblickliche Körperbestand beanspruchen würde. Gewohnheitsmäßig bürden wir dem Verdauungsapparat erhebliche Mehrleistungen auf. Dieser Umstand bedingt zunächst sehr häufig eine Einschränkung des Kauaktes. Gut zerkaut ist halb verdaut, das sollte mehr beherzigt werden. Man läßt den Magen ohne Gnade und Barmherzigkeit der Unmäßigkeit fronen, und nicht, weil er der klügere ist, sondern der Gewalt weichend, gibt er nach. Das Sättigungsgefühl tritt erst nach dem „Zubiel" ein, während Magen und Darm eine Mehrarbeit zu leisten haben, die dem Körper höchstens Fett, keine Kraft zuführt. Der Schaden wird noch dadurch verdoppelt, daß die Mahlzeiten zu oft und in zu kurzen Zwischenräumen genommen werden. Statt der völlig ausreichenden drei Tagesmahlzeiten werden meist deren fünf genossen, so daß die Verdauungsmaschine tatsächlich keine Minute tagüber stillsteht. Die bei solcher Lebensweise schwindende Spannkraft suchen wir dann durch „geeignete" Auswahl der Speisen zu erhöhen. Fleisch und Eier werden wegen ihres hohen Eiweißgehaltes stark bevorzugt und noch Eiweißpräparate zur „Kräftigung" der Nahrung beigemengt. Was aber die kräftige Nahrung noch nicht leistet, besorgt der Alkohol, der wieder helfen soll, die Hergabe von reichlichem Verdauungsstoff anzuregen, damit das „Zubiel" und „Zukräftig" verdaut werden könne. Man sieht, wie immer wieder der Teufel durch Beelzebub ausgetrieben und das Leben ohne Not verkürzt wird. Mäßige Mengen Eiweiß, viel Gemüse — das ist die einzige, bekömmliche Ernährungsweise; einseitige Ernährung bewirkt Krankheit und Siechtum.

Poesie-Album

Die Nachtigall.

Das macht, es hat die Nachtigall
Die ganze Nacht gesungen;
Da sind von ihrem süßen Schall,
Da sind in Hall und Widerhall
Die Rosen aufgesprungen.

*

Wer je gelebt in Liebesarmen.

Wer je gelebt in Liebesarmen,
Der kann im Leben nie verarmen;
Und müßt' er sterben fern, allein,
Er fühlte noch die sel'ge Stunde,
Wo er gelebt an ihrem Munde,
Und noch im Tode ist sie sein.

*

Frauenhand.

Ich weiß es wohl, kein klagend Wort
Wird über deine Lippen gehen;
Doch was so sanft dein Mund verschweigt,
Muß deine blasse Hand gestehen.

Die Hand, an der mein Auge hängt,
Zeigt jenen feinen Zug der Schmerzen,
Und daß in schlummerloser Nacht
Sie lag auf einem kranken Herzen.

Theodor Storm.

Anekdotisches.

Freigebig. Alexander Dumas der Ältere hatte in seinem Leben beständig mit Geldverlegenheiten zu kämpfen, und der Exekutor war in seinem Hause ein ständiger Gast. Eines Tages bat ihn ein Freund, ihm 100 Franz zu leihen, um damit einen armen Verwandten, einen früheren Exekutor, begraben lassen zu können. „Was", rief Dumas, „bloß 100 Franks? Hier haben Sie 200, lassen Sie gleich zwei begraben!"

Rasche Antwort. Ein schüchterner Liebhaber fragte seine Angebetete, die er allerdings erst vor wenigen Tagen kennen gelernt hatte: „Was würden Sie sagen, mein Fräulein, wenn jemand, den Sie erst seit drei Tagen kennen, Ihnen einen Heiratsantrag machte?" — Die junge Dame antwortete ohne Besinnen: „Ich würde sagen, verschieben Sie niemals auf morgen, was Sie bereits vorgestern hätten tun sollen."

Laßt uns lachen.

Krokodilstränen. „Ach, mein lieber Freund, wenn Sie wüßten . . . ich kenne nichts Schrecklicheres, als um Geld bitten zu müssen." — „Ja, armer Freund, aber noch härter ist es, wenn man, wie ich, die Bitte abschlagen muß."

Seine Bekanntschaft. Maske (auf dem Maskenball zum maskierten Studenten): „Maske, ich kenne dich." — Student: „Dann sind Sie entweder der Gerichtsvollzieher oder mein Schneider."

Zur Buchführung. Buchhalter: „Wie soll ich nun das Geld, mit dem der Kassierer durchgegangen ist, eintragen, als Gewinn oder Verlust?" — Prinzipal: „Buchen Sie es unter ‚laufende Ausgaben'!"

Pflichttreu. „Der Buchhalter Krause ist ja heute im Dienst. Ich glaubte, er feiert heute seine goldene Hochzeit?" — „Ach, das macht er in der Frühstückspause ab."

Unterhaltungs-Beilage

zum

Allgemeinen Anzeiger

und

Schalksmühler General-Anzeiger.

Nr. 7. | Druck und Verlag: Wilh. Bell jr., Halver i. Westf. | 1922.

Der Diamantenmacher

Roman von Wilhelm Rubiner.

(Nachdruck verboten.)

(7. Fortsetzung.)

Ja, er war ein überraschend hübscher Mensch. Jede seiner Bewegungen verriet, daß er sich dessen bewußt war. Auf einer großen, harmonisch gebauten, sehnigen Gestalt saß ein Kopf, der die Aufmerksamkeit auf sich zog. Er hatte dunkle, große, lebhafte Augen und dunkelbraunes Haar über einer hohen, gewölbten Stirn; die Nase war ein wenig charakteristisch vorspringend über den vollen, roten Lippen, die ein kleines, braunrotes Schnurrbärtchen zierte. Die Wangen waren voll und jugendlich, das Kinn erschien etwas stark entwickelt. Das ganze Gesicht hatte etwas Gewinnendes, Anmutendes; man sah es gern an und fühlte sich davon sympathisch berührt. Es war eines jener Gesichter, das mit einem Lächeln, mit einem Blick jeden Ärger, jede Zorneswallung entwaffnet. Einem Menschen mit diesem Aussehen, mit dieser Miene, mit diesen gewinnenden Augen konnte man nicht böse sein, auch wenn man noch so viel Grund haben mochte.

„Nun, Zeit ist es ja, daß Sie aus den Federn kommen", meinte Grunau trocken, ohne sich von seinem Lager zu erheben. „Halb zwölf . . . bürgerlicher Mittag. Natürlich bis drei Uhr gejeut."

„Nein, lieber Grunau, bis fünf Uhr", bemerkte Döring.

„Eine schöne Stunde", sagte Grunau wie vorhin, „da haben Sie ja kaum ausgeschlafen. Und wieviel haben Sie verloren?"

„Nur etwa dreitausend Mark — gewonnen, kleiner Grunau. Soll ich Ihnen was pumpen?"

„Nein, danke, bin heute versehen. Und ich will keine Schulden mehr machen."

„Sie pflastern sich also mit besten Vorsätzen? Schön. Da behalte ich mein Geld im Portemonnaie."

„Ich bin jetzt nicht hier, um Sie anzupumpen", sagte Grunau. „Gestern waren Sie ja nirgends aufzutreiben. Also, um es kurz zu machen: die Gesellschaft ist konstituiert."

„Wird eine schöne Wucherbande sein —" sagte Döring gleichmütig.

„Aber Mensch!" rief Grunau, indem er sich mit einem Ruck heftig erhob. „Freuen Sie sich denn gar nicht?"

„Gott, ja, freuen", sagte Döring kühl, „ich werde arbeiten und Ihre Herren werden den Löwenanteil davon haben."

„Doch nicht ganz," wandte Grunau ein. „Jedes Stück wird einzeln abgeschätzt. Das ganze Material wird Ihnen geliefert. Die Gesellschaft wird wohl die Hälfte des Erlöses beanspruchen. Nun, und mit der anderen Hälfte — ich denke, die Arbeit wird Ihnen gelingen, wie Sie ja selbst überzeugt sind — können Sie jeden Abend die Taschen Ihrer Freunde im Klub füllen. Manchmal werden Sie ja, wie heute nacht, doch einige hundert Mark gewinnen."

„Ich will solide werden, Grunau, habe ich Ihnen das noch nicht gesagt?"

„Mehrmals, lieber Döring. Und meiner schönen Kusine, der Frau verwitwete Marhold, haben Sie es sogar zugeschworen."

„Und ich werde es halten. Da können Sie Gift darauf nehmen —"

„Nee, ich möchte noch nicht sterben."

Sie lachten beide herzlich auf.

Während der letzten Reden war Döring auf kurze Momente in ein Nebenzimmer verschwunden, und mit Grunau weitersprechend, warf er seine Morgentoilette nachlässig auf Stühle und Fußboden und zog sich zum Fortgehen an.

Jetzt war er fertig. —

„So, nun kommen Sie, kleiner Grunau", sagte er, „wir gehen zur Dame Marhold."

„Kann man denn mit Ihnen kein ernsthaftes Wort in Ruhe sprechen?" rief Grunau ärgerlich.

„Nein, jetzt habe ich keine Ruhe", antwortete Döring, „ich habe Wanda versprochen, um zwölf Uhr zu kommen. Jetzt ist es schon viertel eins. Um halb eins sind wir da, und dann macht Wanda eine Szene. Sie wissen, im Warten ist sie die lebendige Uhr."

„Nur nicht, wenn sie warten läßt —" bemerkte Grunau. „Meinetwegen, ich gehe mit. Aber ich lasse nicht locker. Wir machen die Sache bei Wanda ab."

„Wenn sie es zuläßt —"

„Sie wird schon, lieber Döring. In Geschäfts- und Geldsachen ist sie vernünftiger als Sie."

Es war eigentümlich, wie Döring sich beeilte. Er hatte eine klar ausgesprochene Furcht, zu spät zu kommen und sich Vorwürfe zuzuziehen.

Obgleich die Entfernung von dem Hause in der Kleiststraße bis zu jenem Hause in der Augsburger Straße, in dem Frau Marhold wohnte, nicht groß war, fand es Döring doch notwendig, einen Wagen zu nehmen, um möglichst schnell an Ort und Stelle zu sein.

Nach Verlauf von wenigen Minuten standen auch beide in dem eleganten, gemütlichen Salon der jungen Witwe. Sie ließ kaum eine Minute auf sich warten.

In einem gutsitzenden blauseidenen Morgenkostüm, in dem ihre etwas kleine, zierliche schlanke Gestalt mit dem sehr pikanten, von rötlichblondem Haar umrahmten Gesicht ungemein vorteilhaft und reizvoll erschien, trat sie ein.

Mit einem vorwurfsvollen Blick Döring musternd, sagte sie schnippisch:

„Der gnädige Herr könnten auch pünktlicher sein. Wieder um eine volle Stunde zu spät."

„Bitte, liebste Wanda", bemerkte Döring in seiner gewinnenden Weise, „ich weiß nur von einer halben Stunde."

„Das ist ganz einerlei", sagte sie, „ein Mann, wie er mir gefallen soll, muß pünktlich sein."

Sie hatte inzwischen ohne jede Erregung Döring ihre kleine Hand gereicht, die dieser galant und zärtlich küßte, und hatte auch Grunau mit freundlich-verwandtschaftlichem Händedruck begrüßt.

„Sehen Sie, Grunau", sagte Döring mit seinem harmlosen Lachen, „diese Szene erlebe ich mit Ihrer Kusine jeden Tag. Genau dieselben Worte."

„Und genau dieselbe Verspätung", fiel sie ein, „mitunter läßt er mich noch länger warten. Und so ein bummliger Mensch will mein Ehemann werden."

„Ich bereue, bereue aufrichtig", sagte Döring in humoristisch bittendem Tone. „Ich will mich bessern . . . und als Zeichen meiner tiefen Zerknirschung hier mein Sühneopfer"

Er griff rasch in die Tasche, holte ein hübsches Etui hervor und ließ den Deckel springen. Eine kunstvoll gearbeitete, mit blitzenden Brillanten besetzte Brosche funkelte aus rotem Samt hervor.

Die dunkelblauen Augen der Frau Wanda leuchteten vor Freude auf.

„Nein, dieser Verschwender! Dieser Verschwender! Was sagst du nur, Adolf!" rief sie in pathetischem Ton. Sie ergriff aber sofort das Etui und vertiefte sich in die Betrachtung des schönen Schmuckstückes.

„Nun ist sie wieder gut", bemerkte Grunau mit verwandtschaftlicher Unverschämtheit.

„Du bist ein altes Ekel, Adolf", sagte sie schmollend. Und Döring beide Hände entgegenstreckend, rief sie in aufrichtig warmem Ton: „Ich danke dir, Karl. Die Brosche ist wirklich entzückend. Aber du hast doch zu viel Geld ausgegeben. Sage die Wahrheit: Du hast wieder gespielt, was?"

„Nein, Wanda, wirklich . . . nicht viel wenigstens."

Sie ließ ihn los und trat einige Schritte zurück. Ihr Gesicht wurde sehr ernst.

„Das ist eine gefährliche Krankheit bei dir, mein Lieber", sagte sie. „Ich habe dich sehr lieb, das weißt du, Karl. Aber bei Spielern ist man des Lebens nicht sicher."

Nun hielt es Grunau für die höchste Zeit, auf das Geschäft zu kommen.

„Kinder, macht das ein anderes Mal ab", bemerkte er. „Wir haben jetzt von wichtigeren Fragen zu reden. Die Gesellschaft ist nun beisammen, die Herren erklären sich mit allen Vorschlägen einverstanden. Es kann nun losgehen."

„Ja doch", sagte Döring verdrießlich.

Frau Marhold setzte sich und legte das Etui aus der Hand. „Und wie lautet die Abmachung?" fragte sie.

„Ich habe sie Döring bereits mitgeteilt", antwortete Grunau. „Jedes Stück wird einzeln von einem Fachmann auf einen annehmbaren Verkaufspreis abgeschätzt. Die Hälfte des Preises bekommt Döring, und zwar noch vor dem Verkauf. Das ganze Material und die Einrichtung werden von der Gesellschaft geliefert . . . Das sind doch gewiß günstige Bedingungen."

„Ich glaube ja", meinte Frau Marhold. „Was sagst du dazu, Karl?"

Döring blickte gleichmütig vor sich hin.

„Ist mir ganz egal", sagte er.

„Aber Karl!" rief Frau Marhold ärgerlich, indem sie etwas zornig mit dem Fuß aufstampfte. „Ich verstehe nicht, wie du so kalt dabei bleiben kannst. Unsere ganze Zukunft hängt doch davon ab. Du weißt, daß mein bißchen Geld nur gerade für mich langt. Wenn wir heiraten sollen . . ."

„Na ja", meinte Grunau, den diese Auseinandersetzungen ungeduldig machten, „er wird ja schon einverstanden sein. Ich denke nur, das längere Hinziehen hat gar keinen Zweck. Ich will ein klares Ja hören; dann steht in einer Woche alles da. Ein Laboratorium habe ich auch schon ausfindig gemacht — ganz vorzügliche Räume in der Chausseestraße. Also wenn er will — der Kredit für alles Notwendige ist noch heute eröffnet, und nach kurzer Zeit kann es losgehen."

„Also Karl?" fragte Frau Marhold.

Döring blickte gedankenvoll ins Weite. Eine Idee schien ihn sehr stark zu beschäftigen, und er hörte nicht, daß ihn Frau Marhold angesprochen hatte.

„Aber, lieber Karl!" rief Frau Marhold fast weinerlich.

Döring fuhr auf, wie aus einem Schlafe. Und jetzt lachte er laut und fröhlich:

„Ja doch!" sagte er, „ich bin einverstanden, einverstanden! Schließt ab, macht, was Ihr wollt! Ich sage zu allem ja."

„Und Sie werden sich gefälligst um alles kümmern, in den Fabriken das Material aussuchen und den Bau selbst überwachen", sagte Grunau nachdrücklich.

„Ja, ich werde!" antwortete Döring.

„Und sobald alles fertig steht", fügte Grunau in früherem Ton hinzu, „kein langes Fackeln . . . Sie fangen ernstlich zu arbeiten an."

„Ja", gab Döring nach.

„Du, Karl", fiel Frau Marhold ein, „bei der sogenannten Einweihung und beim Herstellen des ersten Diamanten muß ich dabei sein, hörst du?"

„Aber natürlich", sagte Döring mit einem lustigen Lachen und einem Aufblitzen seiner großen Augen, daß Frau Marhold entzückt aufsprang, ihrem Verlobten um den Hals fiel und ihn so recht wie eine verliebte Frau nach Herzenslust abküßte.

Zehntes Kapitel.

Erich Hofer war ein Mensch, der nicht lange feiern und stillsitzen konnte, sehnsüchtig wartend, bis ein Zufall ihn etwas aufrüttelte.

Wochen waren bereits vergangen, seitdem ihn der merkwürdige Diebstahl um die Stellung, beinahe um den ehrlichen Namen und die klare Aussicht auf eine gute Zukunft gebracht hatte. Seit jener Zeit hatte er von dem Gelde seiner Ersparnisse gelebt und bereits einen Betrag verbraucht, der mangels aller Einkünfte ihm fühlbar groß erschien.

Er war ein tüchtiger Rechner und hatte einen klaren Kopf. Und so war es für ihn ausgemacht, daß es nicht so weitergehen könnte, daß er sich um einen Verdienst umsehen mußte.

Eine Anstellung, wie er sie beim Juwelier Junghaus hatte, konnte er auf lange Zeit hinaus — wenigstens, bis die Umstände des Diebstahls völlig geklärt sein würden — nicht erhalten und auch nicht annehmen. Er mußte sich eine Beschäftigung suchen, bei der er nicht nur völlig frei war, sie mußte ihm auch die Aussicht bieten, daß er bei Einsetzung seines ganzen Willens und seiner Kraft sich allmählich eine neue Existenz würde aufbauen können. Denn daß er bloß von der Tätigkeit, die ihm Herr Strecker in Aussicht stellte, würde leben können, hielt er nicht für wahrscheinlich. Dabei war ja diese Beschäftigung bei Strecker doch nur eine Hoffnung, die sich vielleicht niemals erfüllen würde.

Es kostete ihm viele Stunden des Nachdenkens und Grübelns, ehe er auf einen Ausweg kam. Mit Schmuck und Juwelen, sei er als kleiner Händler oder nur als Vermittler, wollte er sich nicht befassen. Er mußte seine Hände frei von diesen Dingen halten, damit nicht irgendein unseliger Zufall einen, wenn auch nur vorübergehenden Verdacht auf ihn lenkte.

Ehe er vor Jahren die Stellung bei Junghaus erhalten hatte, war er mehrere Monate in einem Engroshause für Uhren beschäftigt gewesen. Er hatte dort manches gelernt, was er späterhin verwerten konnte, und hatte auch einen Einblick in den Bedarf jener kleinen Uhrmacher erhalten, die als Anfänger und Gewerbetreibende ohne Mittel nur von ihrer Hände Arbeit von der Hand in den Mund lebend, nicht in der Lage sind, ihr Schaufenster als „Uhrenmagazin" auszuschmücken, trotzdem es ihr steter heißer Wunsch war, neben ihrem Uhrmacherbetrieb sich als Kaufleute zu entwickeln.

Die Kenntnisse und Erfahrungen nun, die er in jener Zeit erworben hatte, sollten für Erich Hofer nunmehr die Grundlage zu einer neuen Existenz bilden. Leicht würde ihm der Anfang nicht werden — das wußte er. Aber er war entschlossen, vor keiner Schwierigkeit zurückzuschrecken, auch nicht davor, das ganze ersparte kleine Kapital, das er besaß, an sein Unternehmen zu wagen. Denn er hatte ja mit Leuten zu tun, die nicht allein ängstlich und mißtrauisch, sondern auch ungemein schwierig zu behandeln waren. Er hatte die schwere Aufgabe vor sich, die Ware, die er mit dem letzten Aufwand seiner Mittel im großen gekauft, kleinweise Stück um Stück an den Mann zu bringen.

Und nun begann er dieses Geschäft mit allem Aufwand seiner Energie. Tag um Tag durchstreifte er die Straßen Berlins als sein eigener Agent und Lieferant, überall halt machend, wo ein bescheidener Laden, ein anspruchsloses Schaufenster ihm einen kleinen Geschäftsabschluß verhieß.

(Fortsetzung folgt.)

Sepp.

Skizze von Hermann Zimmermann.

(Schluß.) (Nachdruck verboten.)

Seit jenem Abend war mit Sepp eine gewaltige Veränderung vorgegangen. Mit seinen Mitarbeitern war er nie mehr gemeinsam zur Arbeit gegangen, auch nicht von der Arbeit gekommen. Wenn sie an der Fabrik anlangten, stand Sepp schon bereit und wartete auf den Glockenschlag, — wenn sie den Heimmarsch antraten, hielt sich Sepp mit Absicht fern und humpelte langsam hinterdrein. Die blonde Marie sah er hin und wieder am Fenster stehen, sie verabsäumte nie, ihn heranzurufen. Sepp hatte sich eines Morgens ein Herz genommen: er brachte einen Strauß frischer Wiesenblumen mit, den Marie lachend und scherzend entgegennahm. Das wiederholte sich oft, und schließlich verging kein Tag, an dem nicht in der Pförtnerwohnung ein Strauß abgegeben worden wäre.

Im Laufe der Zeit bildete sich ein eigenartiges vertrauliches Verhältnis zwischen dem mißgestalteten armen Fabrikarbeiter und der blonden Marie. Sepp gehorchte jedem ihrer Winke, er ertrug lächelnden Mundes die Redensarten des Vaters, die Neckereien der Mitarbeiter. Er hegte eine Hoffnung — ein Etwas, das er selbst sich nicht zu erklären vermochte, machte sein Herz schneller schlagen. Ein Taumel hatte ihn erfaßt, er verbrachte die Arbeitsstunden mechanisch, automatenhaft.

Freilich, — Marie und er. Dort aller Glanz, hier aller Schatten. Konnte er als der verkrüppelte Proletarier denn wirklich auch nur daran denken, seine Augen emporzuheben zu dem schönen Mädchen? Aber warum denn nicht? Solche Fälle gehörten doch nicht zu den Unmöglichkeiten, weder auf der einen, noch auf der anderen Seite. Die Frau des Fabrikherrn war früher Kellnerin gewesen, jetzt war sie die „Gnädigste" — konnte da nicht auch ein Fabrikarbeiter mal — na, und dann war sie doch bloß die Tochter des Pförtners, der im Grunde genommen auch nur Arbeiter ist.

Dazu war dieser in der letzten Zeit immer sehr freundlich zu ihm gewesen, er hatte ihn schon aufgefordert, im Gärtchen die Weinstöcke zu spalieren. Eines Morgens schüttete der Pförtner sogar die volle Schale seiner Gunst über ihn aus. Er hatte sich beim Pflücken der Feldblumen verspätet und war wieder zu spät gekommen. Der Pförtner sagte kein Wort, er ließ ihn seine Marke anhängen und lachte ihm ins Gesicht, als er eine Entschuldigung vorbringen wollte.

War es denn wirklich unmöglich? Er wollte arbeiten wie ein Pferd, Geld verdienen würde er schon; außerdem verstand er sich auf die Technik, der alte Werkmeister konnte nicht ewig leben. Er sann, er grübelte Tag und Nacht. Die Schwierigkeiten, die sich wie Berge zwischen ihm und ihr auftürmten, wollte er schon beseitigen, er fühlte sich fähig zu allem, er glaubte sich jeder Gefahr gewachsen. Daß Marie ihn liebte, unterlag für ihn keinem Zweifel, sie mußte ihn ja lieben, denn all die Aufmerksamkeiten erweist man doch keinem Menschen, der einem fremd gegenübersteht. Er durfte jetzt schon Sonntag nachmittags mit herankommen, seine Hilfeleistungen schienen unentbehrlich in Haus und Garten.

* * *

Eines Sonntags zu Beginn des Frühlings trat er wieder durch das Fabriktor. Er brachte „seiner" Marie einen Strauß Schneeglöckchen, garniert mit duftenden Veilchen.

„Das ist nett von dir, Sepp", rief ihm der Pförtner entgegen, der mit lächelndem Gesicht vor der Haustür stand. „Geh doch gleich rein zur Marie, die wird sich freuen."

Sepp klopfte an, ein fröhliches Herein tönte ihm entgegen, und schon drückte ihm Marie die Hand. Einen Blick warf sie auf den Strauß:

„Ach, wie reizend, Sepp, Sie sind immer so aufmerksam. Ich konnte mir's ja denken, daß Sie gerade heute . . . Das freut mich doppelt, und nun kommen Sie vollends herein . . . Hier, Sie werden als der erste vorgestellt, — — mein Verlobter Fritz Kerner . . . Na, ich gebe Ihnen die Verlobungskarte direkt. Sie sehen, wir sind sparsame Leute . . . Sie wollen gratulieren? Aber ich weiß ja schon, Sie sind mein aufrichtigster Freund und nehmen an meinem Glück den größten Anteil. Ein ganz guter Kerl sind Sie, Sepp, wir werden ewig Freunde bleiben."

Sepp war in seinem Stuhl zusammengesunken, er starrte für einige Sekunden die ihm gegenüber Sitzende an: blaß, mit wildem Funkeln der Augen, seine Hand ballte sich zur Faust, die zugleich mit dem aufgestemmten Arm den Tisch niederdrückte und in schwankende Bewegung brachte.

„Ich kann mir's denken, daß Sie freudig erregt sind, lieber Sepp — welch' ein Glück: Fritz und ich! Aber nun „Prosit", wir sollen leben!"

Sepp umkrallte das ihm vorgesetzte Glas, er stieß an, nippte, trank. Eine Blutwelle stieg ihm ins Gehirn, das Zimmer schien in schaukelnde Bewegungen zu geraten. Aber er hielt sich tapfer aufrecht, er pokulierte mit Vater, Mutter, Tochter und dem zukünftigen Schwiegersohn. Das Gelage dauerte bis Mitternacht, da meinte der Pförtner, daß es wohl am besten sei, wenn Sepp die Nacht im Vorzimmer bleibe, da brauche er nicht erst den weiten Marsch zurückzulegen, und eine Arbeitsbluse werde sich schon finden.

Ohne Widerrede ging Sepp auf diesen Vorschlag ein, es wurde ihm ein bequemes Bett zurechtgemacht.

Als die Weckuhr den Pförtner am nächsten Morgen wachklingelte, fand er Sepp nicht mehr vor. „'s ist doch ein braver Junge, der ist stets auf dem Posten, erst das Geschäft, dann das Vergnügen."

Die Arbeiter überschwemmten die Höfe, Kolonne auf Kolonne hielt ihren Einzug, die Säle bevölkerten sich. Da entstand ein wüster Lärm im Quergebäude. Trepp auf, Trepp ab klapperten die Holzpantinen, ein Hause Arbeiter strebte nach der Wohnung des Pförtners.

„Sie müssen mit hinauf, da an unserem Webstuhl hängt einer."

Zögernd nur folgte der Pförtner, er wurde die steile Treppe mehr hinaufgeschoben. Die Tür zum Fabriksaal war weit geöffnet. Ein Dutzend Hände drängte ihn hinein: er wollte sich wenden, den Ausgang gewinnen, aber es war nicht möglich, die nachdrängenden Arbeiter versperrten ihm den Weg gleich einer lebendigen Mauer. Und da am Webstuhl hing eine bewegungslose Gestalt, das Gesicht verzerrt, die Augen aus den Höhlen getreten, die Arme am Leibe emporgezogen, das eine Bein gekrümmt. Das war Sepp!

Einige Minuten verstrichen unter dem lähmenden Entsetzen, das alle erfaßt hatte. Dann ertönte die kommandierende Stimme des Pförtners: „Sofort ans Telephon runter. Kassenarzt. Krankenwagen. Vorwärts, vorwärts, was gafft ihr denn noch?"

Die Arbeiter stoben auseinander. Der Pförtner nahm sein Taschenmesser, einige der Weber legten mit Hand an, die Schnur barst auseinander, der Leichnam sank geräuschlos zwischen die Räder, die schon einmal nach ihm verlangt hatten.

Der Arzt war bald zur Stelle, der Krankenwagen auch. Beide waren vergeblich bemüht worden, — für die Leiche hatte man schon das „Totenbett" requiriert.

* * *

Die Familie des Pförtners saß beim Frühkaffee. Marie, die Mutter, der Bräutigam — da kam der Vater hinzu.

„Aber Papachen, du siehst ja ganz trübselig aus, was ist denn schon wieder los?"

„Los ist gar nichts. Der Fallot, der böhmische, der Sepp, hat sich droben aufgehängt . . ."

„Ist er tot?"

„Wenn man sich erhängt, lebt man nicht mehr lange."

„Na, ich sage dir, Papa, diese böhmischen Kerle. Der hätte es doch nicht notwendig gehabt. Und dann, welche Rücksichtslosigkeit, gerade am Tage nach meiner Verlobung. Dabei war er ganz nett; dem Menschen hätte ich wirklich mehr Zartgefühl zugetraut . . . ."

Sprüche der Weisheit.

Ich höre trauern nur und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?

*

Im Unglück nicht, im Glücke nur
Empört es mich, daß die Natur
Zum Tod schuf alle Kreatur,

*

Die Pünktlichkeit ist der Beweis einer guten Erziehung.

*

Ordnung lerne, liebe sie,
Ordnung spart die Sorg' und Müh'.